



Alle Dinge sind vergänglich

In einem Zen-Kloster lebten einst zwei Brüder als Schüler. Zu ihren täglichen Aufgaben gehörte es, das Innere des Tempels zu reinigen. In einem der Räume standen kostbare Gefäße, die mit besonderer Sorgfalt gepflegt wurden. Eine Schale war besonders wertvoll, weil sie das Meisterwerk eines sehr berühmten Töpfers war, dessen Gefühl für harmonische Formen man im ganzen Land rühmte. Diese Schale zeichnete sich durch außergewöhnliche Schönheit aus. Obwohl Form und Glasur schlicht und einfach waren, strahlte sie etwas aus, das jeden, der sie sah, tief berührte. Um dieser Schale willen, hatte das Kloster eine gewisse Berühmtheit erlangt, und die Pilger kamen von weit her, nur um einen Blick auf die vollkommene Harmonie und Schönheit der Schale zu werfen.

Eines Tages stieß der jüngere Bruder beim Putzen an die Teeschale und sie zerbrach in tausend Stücke. Ein älterer Mönch, der die beiden beaufsichtigte, schimpfte, klagte über den unersetzlichen Verlust und drohte: „Warte nur bis der Meister kommt. Bestimmt wird er dich davonjagen.“

Der junge Mönch begann verzweifelt zu weinen, aber sein älterer Bruder tröstete ihn und sagte: „Hab keine Angst, mir fällt schon eine Lösung ein.“

Sorgfältig sammelte er die Scherben ein, steckte sie in die weiten Ärmel seines Gewandes und setzte sich dann vor dem Tempel, um auf die Rückkehr des Meisters zu warten. Als dieser schließlich kam, stand er auf, verneigte sich tief und fragte:

„Meister, darf ich Euch einige Fragen stellen?“ Der Meister nickte freundlich und blieb abwartend stehen.

„Meister“, fragte der Mönch, „müssen alle Menschen dieser Welt sterben?“

„Gewiss müssen alle Menschen sterben. Selbst der erhabene Buddha ist gestorben“, antwortete der Meister.

„Und die nichtmenschlichen Wesen dieser Welt, müssen die auch sterben?“

„Ja, mein Sohn, alle Wesen sind vergänglich.“

„Und wie ist es mit den unbeseelten Dingen und Gegenständen dieser Welt, müssen die auch vergehen?“

„Ja, mein Sohn, alle Dinge, die eine Form annehmen, werden eines Tages wieder vergehen. Das ist das Gesetz des Universums.“

„Ich verstehe“, entgegnete der junge Mönch, „alles ist vergänglich. Sagt Meister, ist es dann richtig, wütend oder traurig zu sein, wenn etwas nicht mehr da oder zerbrochen ist?“

„Nein, natürlich nicht,“ erwiderte der Meister. „Es ist töricht, sich gegen eine höhere Ordnung zu wehren. Wahre Demut zeigt, wer die Dinge nimmt wie sie sind. Aber worauf willst du hinaus?“

Da holte der Mönch die Scherben aus seinem Ärmel und reichte sie dem Meister. Als dieser die Scherben erkannte, stieg Zorn in ihm auf und gerade wollte er zu schimpfen anfangen, da erinnerte er sich seiner eigenen Worte. Und anstatt zu schimpfen, verneigte er sich vor dem jungen Mönch, und ein stilles Lächeln überzog sein Gesicht.



Baden-Baden, die kleinste Weltstadt

Diese Stadt ist wirklich keine Großstadt! Mit etwas mehr als 50.000 Einwohnern gilt sie nicht wegen ihrer Größe, sondern wegen ihrer Geschichte als „kleinste Weltstadt“. Die Römer machten diesen Ort vor etwa 2000 Jahren zum ersten Mal zu einem beliebten Ziel, sie entdeckten hier heiße Heilquellen. Es war der ideale Ort, um sich zu erholen und sich wohl zu fühlen. Und das machte nicht nur der Kaiser, ebenso auch die Soldaten und sogar die Pferde.

Die Stadt nannte man wie viele Städte mit Heilquellen "Aquae", das lateinische Wort für "Quelle" oder "Bad". Seit dem 13. Jahrhundert hieß die Stadt einfach "Baden". Um sie von den anderen Städten besser zu unterscheiden (Baden bei Wien und Baden in der Schweiz), nannte man sie "Baden in Baden" (Baden-Württemberg ist ein Land im Südwesten Deutschlands). Schon im 19. Jahrhundert nannten viele Besucher die Stadt "Baden-Baden". Im Mittelalter war Baden-Baden Residenzstadt der Markgrafschaft Baden. 1601 führt der Leibarzt Dr. Johannes Matthäus die Kur mit Mineralschlamm ein.

1688/89 kommen nach Baden französische Truppen und legen am 24.8.1689 ein großes Feuer, das fast die ganze Stadt zerstört. Der Wiederaufbau dauert fast ein ganzes Jahrhundert.

Seit 1797 ist Baden-Baden die Sommerhauptstadt Europas. Viele europäische Fürsten und Diplomaten kommen hier. Es entstehen Luxushotels, das Kurhaus und die Spielbank (ein Casino), die jedoch 1872 wieder geschlossen und 1933 bis 1943 wieder geöffnet wird. Das Badeleben blüht. Es gibt kaum eine berühmte Person in den vergangenen zweihundert Jahren, die hier keine Badekur durchgeführt hätte. Erste internationale Pferderennen finden in Baden-Baden 1858 statt. Das „Drei-Kaiser-Treffen“ im Jahre 1863 erregt großes Aufsehen. Franz-Joseph von Österreich, Zar Alexander von Russland und Napoleon III treffen sich im „Hotel d'Angleterre“.

Ab den 50-er Jahren blüht der Kurbetrieb wieder auf, ebenso beginnen wieder die Pferderennen und der Spielbankbetrieb. 1985 wird eine neue Bade- und Saunalandschaft (Caracalla-Therme) eröffnet. Vier Jahre später wird das Festspielhaus – das zweitgrößte Konzerthaus Europas mit Opern, Musicals und Konzerten – eingerichtet. Es ist mit 2500 Sitzplätzen eines der größten Opernhäuser der Welt. Heute leben in Baden-Baden einige Prominente und die meisten Millionäre in Deutschland. Viele ausländische Besucher halten die Stadt für „typisch deutsch“, und die große Anzahl der Touristen unterstreicht jedes Jahr die starke Anziehungskraft dieser schönen alten Stadt im Südwesten Deutschlands.



Die größten Deutschen und Österreicher

Sehr geehrter Chefredakteur Herr Berger,
ich arbeite als Journalist in der Fernsehredaktion „Kultur und Traditionen Österreichs“ erst seit zwei Jahren, aber ich möchte ein Projekt vorschlagen.

Der populäre deutsche Fernsehkanal ZDF hat eine interessante Aktion veranstaltet. Das Ziel dieser Aktion war, die Menschen in Deutschland über ihre Kultur und ihre Geschichte nachdenken zu lassen. Sie sollten auf folgende Fragen antworten:

Wer sind oder waren die wichtigsten Deutschen? Sind das Politiker, Schriftsteller, Musiker, Schauspieler, Gelehrte oder Militärs?

Welche Rolle haben sie im Leben des Landes gespielt?

Wie haben sie auf das Schicksal der Nation gewirkt?

Die Fernsehzuschauer hatten zwei Monate Zeit, um eine passende Person zu wählen, und nun hat Deutschland seine Besten gewählt:

Auf Platz 1 kam der erste deutsche Bundeskanzler, Konrad Adenauer. Als im Jahre 1949 die Bundesrepublik Deutschland gegründet wurde, war dieser Politiker sehr beliebt und hat vieles für sein Volk geschafft. Deshalb war er der 100-prozentige Gewinner der ZDF-Aktion.

Platz 2 belegte der Reformator Martin Luther und Platz 3 der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus Karl Marx.

Zu den ersten 10 Besten gehörten nicht nur solche Politiker wie Otto von Bismarck und Willy Brandt, sondern auch der geniale deutsche Komponist Johann Sebastian Bach und noch ein Genie - Johann Wolfgang von Goethe, dessen Werke man bis heute gern liest und diskutiert.

Ich glaube, dieses Projekt war höchst interessant, und schlage vor, eine solche Aktion auch in unserem Fernsehkanal zu veranstalten. Ich meine, das wird unseren Zuschauern viel Spaß machen, wenn sie die berühmtesten Personen unseres Landes nennen.

Ich hoffe auf Ihre positive Antwort.

Mit freundlichen Grüßen

Michael Weißmann



Die Neinsagerin

„Hallo“, ruft Leonie und zieht ihre rote Jacke aus. Sie ist gerade aus dem Kindergarten gekommen. Dann erzählt sie immer, was sie erlebt und gespielt hat. „Stell dir mal vor, Mama“, sagt Leonie und macht es sich auf dem grünen Sofa bequem, „wir haben eine Neue im Kindergarten.“ Leonies Mama stellt Bananen und Mandarinen auf den Couchtisch. „Wie heißt sie denn?“, fragt sie und flicht Leonie den Zopf neu. „Jette, sie hat mit ihren Eltern für ein Jahr in Island gelebt“, erzählt Leonie.

„Das ist ja interessant“, sagt Mama. Der Zopf ist fertig.

„Die hatten da keinen Kindergarten. Kannst du dir das vorstellen?“, meint Leonie. „Jette hat immer alleine gespielt, weil die anderen Kinder ganz weit weg gewohnt haben.“ „Das muss sie ja jetzt nicht mehr“, meint ihre Mama.

„Genau“, sagt Leonie und beißt in eine Banane. „Ich habe mich für morgen mit Jette verabredet. Sie hat erzählt, dass sie ganz tolle Puppen hat.“

Am nächsten Tag nach dem Kindergarten besucht Leonie Jette zu Hause. Sie wollen mit Jettes Puppen spielen. Leonie nimmt sich die Puppe mit den langen, braunen Zöpfen. „Guck mal, Jette, die hat genau meine Haarfarbe“, meint Leonie und drückt die Puppe an sich. „Nein“, sagt Jette. „Das ist meine Lieblingspuppe. Die kriegst du nicht!“ Und – schwupps – reißt sie Leonie die Puppe aus der Hand. „Schade“, meint Leonie und nimmt sich die Puppe mit den blonden Strubbelhaaren.

„Nein!“, ruft Jette. „Das ist auch meine Lieblingspuppe.“

Die ist doof, denkt Leonie und wird langsam wütend. Jette spielt alleine mit ihren Puppen. Und immer, wenn Leonie eine Puppe in die Hand nehmen will, schreit Jette: „Nein!“ Leonie versteht Jette nicht. Im Kindergarten haben sie doch so toll zusammen gespielt. Und jetzt ist sie ganz anders und sagt immer nur „nein“. Leonie versucht, die blonde Puppe zu kämmen. „Nein!“, ruft Jette wieder und reißt ihr den Kamm aus der Hand. Die ist doch blöd, denkt Leonie. Sie steht auf und schlägt die Zimmertür hinter sich zu.

„Was ist denn los?“, fragt Jettes Mama.

„Ich will nach Hause!“, sagt Leonie.

„Warum willst du denn schon gehen? Du bist doch gerade erst gekommen“, meint Jettes Mama.

„Jette sagt immer nur ‚nein‘“, erzählt Leonie. „Ich darf nicht mit ihren Sachen spielen.“

„Komm“, sagt Jettes Mama und nimmt Leonie an die Hand. „Wir fragen Jette, warum sie immer ‚nein‘ sagt.“

Jette sitzt mit ihren Puppen auf dem Bett. Es sieht aus, als wäre ihr langweilig. „Gibst du Leonie auch eine Puppe?“, fragt ihre Mama.

„Nein“, mault Jette. „Das sind meine Puppen.“

„Da hast du recht“, sagt ihre Mama und setzt sich zu Jette aufs Bett. „Das sind deine Puppen, und es bleiben deine Puppen, auch wenn jemand damit spielt.“ „Genau“, stimmt Leonie zu. „Außerdem ist es doof, wenn du immer ‚nein‘ sagst.“

Jette schaut auf den Boden. Sie sagt nichts.

„Wir wollten doch zusammen spielen“, meint Leonie, „wie im Kindergarten. Das hat so viel Spaß gemacht.“ Da schiebt Jette ganz langsam die Puppe mit den blonden Strubbelhaaren zu Leonie hinüber. Leonie freut sich und fängt an, der Puppe die Haare zu kämmen. „Wenn du willst, spielen wir morgen mit meinen Puppen“, schlägt sie vor.

Da schaut Jette Leonie an und lächelt. „Oh ja!“, sagt sie.



Die schillernde Geschichte des größten Kristallherstellers

Vor mehr als einem Jahrhundert revolutionierte Daniel Swarovski die Welt des Schmucks: Er erfand eine Schleifmaschine, mit der sich glänzende Kristallsteine schneller und billiger herstellen ließen als je zuvor. Dadurch konnte sich bald die breite Masse ein Stückchen Luxus leisten. Mittlerweile ist der "Schmuck-für-Jedermann-Hersteller" der größte Kristallkonzern der Welt. Das Unternehmen aus dem österreichischen Wattens bei Innsbruck stellt neben Schmuck auch optische Geräte und Reflektoren für den Straßenverkehr her.

Das Funkeln und das Farbenspiel, wenn sich Licht in Kristall bricht, faszinierte den jungen Daniel Swarovski aus Böhmen schon früh. Nach dem Besuch der ersten elektrischen Ausstellung in Wien tüftelte der Sohn eines Glasfabrikbesitzers lange an einer Schleifmaschine, 1892 gelang dem 29-Jährigen der Durchbruch. Sein Apparat schliff Kristallschmucksteine präziser als in Handarbeit.

1895 gründete Swarovski seine Firma in Wattens, einem kleinen Örtchen in Österreich. Der Jungunternehmer wollte weit weg sein vom damaligen Zentrum der Glas- und Kristallindustrie in Böhmen, außerdem brauchte er für die Produktion viel Wasser, etwa zum Schleifen oder zum Kühlen. Das Swarovski-Fabrikgelände macht heute einen Großteil von Wattens aus; zum Besuchermagnet entwickelte sich das 1995 zum 100-jährigen Firmenjubiläum eröffnete Erlebnismuseum "Kristallwelten".

Wie die glitzernden Steine hergestellt werden, hält Weltmarktführer Swarovski geheim. Die Angst vor Industriespionage ist groß, denn Swarovski will der Konkurrenz technologisch immer eine Nasenlänge voraus sein.

Nur so viel steht fest: Die Kristallsteine werden aus Quarzsand hergestellt, der zu einer zähflüssigen Masse verarbeitet und in Form gebracht wird. Durch raffinierten Schliff erhalten die Steine möglichst viele Facetten, auf denen sich das Licht funkelnd bricht. Hinter der Marke stehe eine besondere Qualität, eine besondere Brillanz, betont Markus Langes-Swarovski.

Mehr als 600 Forscher und Entwickler optimieren die Reinheit der Kristalle, die Präzision des Schliffs oder die Leistungsfähigkeit der selbst hergestellten Maschinen. "Das Gute ständig verbessern", lautete schon das Motto des Firmengründers Daniel Swarovski.

Mehr als 100.000 verschiedene Formen, Farben und Facetten an Kristallschmucksteinen hat der Familienbetrieb bereits hergestellt. Dazu zählt der kleinste Kristallstein der Welt, der bei einem Durchmesser von 0,8 Millimeter 17 Facetten aufweist, ebenso wie der größte Schmuckstein der Welt. Der "Swarovski Centenar", der zum 100-jährigen Firmenjubiläum produziert wurde und den Sprung ins Guinness-Buch der Rekorde schaffte, misst 40 Zentimeter im Durchmesser und schillert mit 100 Facetten. Beide Steine sind in den "Kristallwelten" ausgestellt.

Zu den losen Steinen kamen bei Swarovski in den dreißiger Jahren aufnehmbare kristallbesetzte Bänder und Borten, mit denen Designer wie Coco Chanel ihre Modelle schmückten. Accessoires aus Kristall ließ Swarovski von Emanuel Ungaro oder Escada entwerfen. In den 60er Jahren entwickelte das Unternehmen ein Kristallsortiment für Luster und Leuchten, das unter der Marke "Strass" registriert wurde. Seither sorgt Swarovski für klassische und moderne Beleuchtung. Im Schloss Versailles illuminierten die Österreicher etwa die restaurierten Gemächer von Madame de Pompadour, der Maitresse Ludwig XV.

1976 begann Swarovski mit einer kleinen Maus eine neue Ära - die der Kristallobjekte. Die kleinen Tierfiguren entwickelten sich zu gefragten Sammlerstücken. Die "Collectors Society" zählt heute mehr als 450.000 Mitglieder in 35 Ländern.



Wie Eulenspiegel einem Esel das Lesen beibrachte

Eine Zeit lang beschäftigte sich Till Eulenspiegel damit, dass er von Universität zu Universität zog, sich überall als Gelehrter ausgab und die Professoren und Studenten neckte. Er behauptete, alles zu wissen und zu können. Und er beantwortete tatsächlich sämtliche Fragen, die sie ihm vorlegten.

Bei dieser Gelegenheit kam er schließlich nach Erfurt. Die Erfurter Studenten und ihr Rektor hörten von seiner Ankunft und zerbrachen sich den Kopf, was für eine Aufgabe sie ihm stellen könnten.

„Denn so wie denen in Prag“, sagten sie, „soll es uns nicht ergehen. Er soll nicht uns, sondern wir wollen ihn hineinlegen.“

Endlich fiel ihnen etwas Passendes ein. Sie kauften einen Esel, bugsiierten das störrische Tier in den Gasthof „Zum Turm“, wo Eulenspiegel wohnte, und fragten ihn, ob er sich zutraue, dem Esel das Lesen beizubringen. „Selbstverständlich“, antwortete Till. „Doch da so ein Esel ein dummes Tier ist, wird der Unterricht ziemlich lange dauern.“ „Wie lange denn?“, fragte der Rektor der Universität. „Schätzungsweise zwanzig Jahre“, meinte Till. Und hierbei dachte er sich: Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Bis dahin stirbt vielleicht der Rektor. Dann geht die Sache gut aus. Oder ich sterbe selber. Oder der Esel stirbt, und das wäre das Beste.

Der Rektor war mit den zwanzig Jahren einverstanden. Eulenspiegel verlangte fünfhundert alte Groschen für seinen Unterricht. Man gab ihm einen Vorschuss und ließ ihn mit seinem vierbeinigen Schüler allein. Till brachte das Tier in den Stall. In die Futterkrippe legte er ein großes altes Buch, und zwischen die ersten Seiten des Buches legte er Hafer. Das merkte sich der Esel. Und um den Hafer zu fressen, blätterte er mit dem Maul die Blätter des Buches um. War kein Hafer mehr zu finden, rief der Esel laut: „I-a, i-a!“ Das fand Eulenspiegel großartig, und er übte es mit dem Esel wieder und wieder. Nach einer Woche ging Till zu dem Rektor und sagte: „Wollen Sie bei Gelegenheit einmal mich und meinen Schüler besuchen?“

„Gern“, meinte der Rektor. „Hat er denn schon einiges gelernt?“

„Ein paar Buchstaben kann er bereits“, erklärte Eulenspiegel stolz. „Und das ist ja für einen Esel und für eine Woche Unterricht allerhand.“ Schon am Nachmittag kam der Rektor mit den Professoren und Studenten in den Gasthof, und Till führte sie in den Stall. Dann legte er ein Buch in die Krippe. Der Esel, der seit einem Tag kein Futter gekriegt hatte, blätterte hungrig die Seiten des Buches um. Und da Eulenspiegel diesmal überhaupt keinen Hafer ins Buch gelegt hatte, schrie das Tier unaufhörlich und so laut es konnte: „I-a, i-a, i-a!“

„I und A kann er schon, wie Sie hören“, sagte Eulenspiegel. „Morgen beginne ich damit, ihm O und U beizubringen.“ Da gingen die Herren wütend fort. Und Till jagte den Esel aus dem Stall. „Scher dich zu den anderen Erfurter Eseln!“, rief er ihm nach. Dann schnürte er sein Bündel und verließ die Stadt noch am selben Tag.



Antje Babendererde Halb unerwünscht

Ich bin zwölf und zur Hälfte Indianerin. Viel Zeit blieb mir nicht, mich an diese Tatsache zu gewöhnen. Nur ganze vier Wochen. Vor vier Wochen hat meine Mutter mir erzählt, dass mein Vater ein Hopi-Indianer aus Arizona ist, und nun sitzen wir beide im Flieger, um ihn zu besuchen.

Ich bin immer noch sauer auf meine Mutter, weil sie mir erst jetzt die Wahrheit über meinen Vater erzählt hat. Eine ganze Woche lang habe ich nicht mit ihr geredet. Aber dann bin ich fast geplatzt vor Neugier. Wie hat sie ihn kennengelernt? Warum sind sie nicht zusammengeblieben - sie dort oder er hier? Warum hat sie mir nicht eher von ihm erzählt? Wie ist es da, wo er herkommt?

All diese Fragen ließen mich nicht los. Also überwand ich meinen Groll und ging zu ihr. Nun weiß ich ein wenig mehr. Meine Mutter war Studentin, als sie meinen Vater auf einer Urlaubsreise in Arizona kennenlernte. Es war Liebe auf den ersten Blick. Für den zweiten Blick reichte ihre Liebe nicht. Ein paar Wochen später flog meine Mutter nach Deutschland zurück. Da wusste sie schon, dass ich in ihrem Bauch wuchs. Sie wollte nicht, dass ich so leben muss wie die anderen Hopi-Kinder aus dem Dorf meines Vaters, das Shungopavi heißt.

»Was ist so schlimm an diesem Dorf?«

»Es hat keine Bäume, keine Farben.«

»Und wieso hast du mir nicht die Wahrheit über meinen Vater und sein Dorf erzählt?«

»Weil ich nicht wollte, dass du Sehnsucht hast.«

»Wie kann man nach etwas Sehnsucht haben, das man nicht kennt?«

»Das hat etwas mit unseren Vorstellungen und Träumen zu tun. Damit, dass wir uns immer das wünschen, was wir nicht haben.«

Sie hatte recht. Seit ich denken kann, bin ich wütend auf meinen Vater gewesen, weil er sich nicht für mich interessierte. Nun erfuhr ich, dass er nicht einmal wusste, dass es mich gibt. Und sofort bekam ich Sehnsucht nach ihm. Bestimmt weiß er eine Menge und lacht gerne. Wahrscheinlich hat er viel Geduld. Etwas, das nicht Mamas Stärke ist.

Es gefällt mir, die Tochter eines Indianers zu sein. Ich sehe ihn vor mir, groß und stark, mit Federn im langen Haar. Mit Sicherheit hat er ein Pferd. Alle Indianer haben Pferde. Ich kann es kaum erwarten, ihn endlich kennenzulernen.

Mein Vater heißt Yokeoma. Pete Yokeoma. Meine Mutter hatte herausgefunden, dass er immer noch in Shungopavi lebt, und sie hat ihm von mir geschrieben. Da wollte er, dass wir ihn besuchen kommen.

Wir landen in Phoenix, Arizona, und fliegen mit einer kleinen Maschine weiter nach Flagstaff. Ich bin enttäuscht, dass mein Vater uns nicht abholen kommt, aber Mama sagt, dass er nicht kommen kann und sie sowieso lieber unabhängig ist.

Draußen bringt die Hitze mich bald um. Es ist so heiß, dass ich kaum noch atmen kann. Meine Mutter mietet ein Auto, wir verstauen unser Gepäck im Kofferraum und fahren los. Der Wagen hat Klimaanlage, wie gut.

Ich bin zum ersten Mal in Amerika, und was ich sehe, gefällt mir. Pinienwälder (die Bäume sehen ein bisschen so aus wie unsere Kiefern), rote Felsen und ein unglaublich blauer Himmel. Auf den Straßen ist kaum Verkehr, aber man darf hier auch nicht schnell fahren. Bis nach Shungopavi ist es weit und wir werden erst am Abend dort sein.



Ich platze bald vor Neugier. Mama ist fürchterlich aufgeregt, ich merke es daran, wie sie fährt. Hektisch, obwohl wir beinahe allein auf der Straße sind. Außerdem redet sie ununterbrochen. Versucht, mich auf jemanden vorzubereiten, den sie selbst vor 13 Jahren zum letzten Mal gesehen hat.

Nach einer Stunde Fahrt sind die Berge und die Bäume auf einmal verschwunden. Die Felsen sind auch nicht mehr rot, sondern ockerfarben, gelb und schmutzig weiß. Die Landschaft um uns herum ist flach und trocken. Ein tristes Stück Erde. Gelbfahle Wüste.

Mir wird mulmig zumute. Keine Bäume, hatte meine Mutter gesagt, aber hier wächst ja fast gar nichts – außer ein paar Büschel zähen Grases. Ich komme mir vor, als wäre ich auf dem Mond gelandet. Die Landschaft ist abweisend. Werden ihre Bewohner es auch sein?

Später taucht am fernen Horizont ein hohes Felsplateau auf. »Das ist die Black Mesa«, sagt meine Mutter. Jetzt umklammert sie das Lenkrad so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß werden. Da weiß ich, dass wir unserem Ziel näher kommen. Dieses trostlose Stück Erde ist die Heimat meines Vaters. Meine Kehle ist so trocken wie der Boden links und rechts der Straße. Ich muss husten und wundere mich, dass kein Staub aus meinem Mund kommt.

Wir nähern uns dem Tafelberg, und je mehr er in die Höhe wächst, umso wirklicher wird er. Die Straße windet sich unterhalb des Plateaus durch eine graugelbe Steinwüste, und ich bezweifle auf einmal, dass dort überhaupt jemand überleben kann.

Die Dämmerung bricht herein und raubt der Landschaft ihre letzten kargen Farben. Dafür leuchtet der Himmel nun rot und violett. Das alles ist überwältigend für mich. Beängstigend und doch auf merkwürdige Weise schön. Ich werde nun doch müde und will endlich meinen Vater treffen.

»Heute nicht mehr«, sagt Mama.

»Aber warum nicht?« Meine Stimme hört sich quengelig an.

»Weil er diese Nacht in einer Kiva verbringen wird.«

»Dann besuchen wir ihn eben in dieser Kiva.« (Was immer das auch sein mochte.)

»Das geht nicht, Julia. In die Kiva dürfen nur Männer.«

»So etwas Blödes«, brumme ich enttäuscht. »Und was macht er da? Ausgerechnet heute, wo er doch weiß, dass wir kommen.«

»Es ist ein unterirdischer Zeremonienraum und er bereitet sich auf einen Tanz vor.«

»Auf einen Tanz?«

»Ja. Morgen werden Katchina-Tänzer in Shungopavi für Regen tanzen.«

»Was sind Katchinas?«

»Geister der Hopi, die zwischen den Menschen und den Göttern vermitteln. Manchmal können sie in Tänzern Gestalt annehmen. Aber das kann dir Pete... dein Vater sicher besser erklären.«

Lichter tauchen auf, die Neonschrift eines Motels. Es ist dunkel, und ich bin so müde, dass ich kaum noch wahrnehme, wie meine Mutter das Zimmer aufschließt und ich in mein Bett sinke. Sie werden für Regen tanzen, geht mir durch den Kopf, während ich ins Tal der Träume hinübergleite. Und ich hatte geglaubt, so etwas gibt es selbst bei den Indianern nur noch in alten Geschichten.

Am nächsten Morgen bin ich zeitig wach, dusche und gehe nach draußen. Die Sonne brennt jetzt schon vom wolkenlosen Himmel, wie soll es dann erst um die Mittagszeit sein? Ich beschatte meine Augen und blicke mich um. Die fahlgelbe Mondlandschaft erschreckt mich nicht mehr. Ich will Shungopavi sehen und endlich meinen Vater kennenlernen. Den Katchina-Tänzer, in dem ein Geist Gestalt annehmen kann.



Nach dem Frühstück fahren wir los. Nicht lange, und ein Schild weist auf den Abzweig nach Shungopavi. Als das Dorf in der Ferne auftaucht, fährt meine Mutter auf einmal sehr langsam, als würde sie etwas aufhalten wollen, das nicht mehr aufzuhalten ist. Doch das Dorf kommt heran. Die meisten Häuser mit ihren flachen Dächern sind aus gelbem Sandstein gebaut und scheinen direkt aus dem Felsen zu wachsen. Keine Farben und kein Baum. Nicht einmal Menschen sind zu sehen. Wo sind sie alle, die in diesen Häusern leben?

Mama hält neben einem großen Holzschild und wir steigen aus. Die Schrift ist verwittert, und mühsam entziffere ich, was da geschrieben steht: HOPI - STAMMESTÄNZE. NICHTINDIANER UNERWÜNSCHT!

Mit großen Augen sehe ich meine Mutter an. Sie zuckt die Achseln.

»Dein Vater weiß, dass wir kommen. Er wollte, dass wir zu den Tänzen kommen. Es ist schon in Ordnung.«

Sie entdeckt ein einsames Klohäuschen auf dem Platz, und mit den Worten »Bin gleich wieder da« ist sie flugs verschwunden.

Da stehe ich auf dem staubigen Platz zwischen gelbgrauen Häusern und gar nichts ist in Ordnung. Überhaupt nichts. Nichtindianer unerwünscht. Mama ist unerwünscht. Aber was ist mit mir? Ich bin zur Hälfte Indianerin, auch wenn man es mir nicht auf den ersten Blick ansieht. Kann man etwas zur Hälfte sein? Bin ich hier halb unerwünscht und halb willkommen?

»Kannst du nicht lesen?«, fragt plötzlich eine Stimme hinter mir.

Ich wirbele herum. Ein Mädchen mit dunkler Haut und schwarzem Haar steht vor mir und ihre Augen funkeln mich böse an. Sie ist ein Stück kleiner als ich, trotzdem rutscht mir bei ihrem Anblick das Herz in die Hose.

»Ihr Pahanas habt vor nichts Respekt«, sagt sie ärgerlich.

Pahanas? »Aber... ich...«

»Du willst unbedingt die Tänze sehen, ich weiß. Deshalb seid ihr meilenweit gefahren, um ein paar bunte Indianer tanzen zu sehen.«

»Ich will meinen Vater sehen«, sage ich, was mich großen Mut kostet.

»Deinen Vater?«

»Pete Yokeoma.«

Das Mädchen schnappt nach Luft. »Das glaube ich nicht.«

»Wieso eigentlich nicht?«, frage ich sie. »Weil ich nicht so aussehe wie du?«

Sie mustert mich von oben bis unten, betrachtet mein helles Haar und blickt mir lange in die Augen. »Wo kommst du denn her?«

»Aus Deutschland.«

»Und wie heißt du?«

»Julia. Und du?«

»Clara. Clara Yokeoma.«

Mama kommt zurück. Sie begrüßt das Mädchen freundlich und fragt: »Kannst du uns zu Pete Yokeoma führen?«

Ratlos zuckt Clara die Achseln, dreht sich um und läuft los. Mama und ich hinterher. Über staubbedeckten Lehmbohlen, zwischen sandfarbenen Steinhäusern hindurch, von denen sich einige terrassenförmig übereinander erheben. Leitern führen in die oberen Etagen und auf die Dächer. Manchmal sehe ich ein neugieriges braunes Gesicht hinter einer Holztür verschwinden, aber sonst sind die Gassen wie ausgestorben.

Ist Clara meine Schwester, frage ich mich, während wir ihr folgen. An diese Möglichkeit hatte ich überhaupt nicht gedacht.



Plötzlich höre ich etwas. Es ist ein merkwürdiges, vielstimmiges Brummen und Stampfen. Ich höre Rasseln, das Brummen schwillt an und bricht ab, um kurz darauf erneut zu beginnen.

Clara biegt um eine Häuserecke, und auf einmal sehe ich sie, die Dorfbewohner. Sie stehen dicht gedrängt auf den Dächern einiger Häuser und beobachten etwas.

Das Mädchen klettert flink auf eine Leiter und deutet uns an, ihr zu folgen. Die Leute machen uns bereitwillig Platz, damit wir über den Rand des Daches auf den Dorfplatz sehen können.

Es nimmt mir den Atem, ist eine Explosion aus Farben und Bewegung. Eine summende, brummende, klingelnde Masse. Über hundert Tänzer in roten Röcken bewegen sich auf dem Platz. Die Gesichter verborgen hinter furchterregenden hohen Masken aus Holz, links gelb, rechts blau bemalt. Schmale Schlitzlöcher für die Augen, erstarrte Münder. Ein Gesicht wie das andere.

Von den Gürteln der Tänzer baumeln Fuchsschwänze und Wacholderzweige. Ihre Körper sind bemalt: rot, gelb und blau. Die nackte Haut glänzt in der Sonne.

Obwohl ich ganz still da stehe, ist mir, als würde sich mein Körper im Rhythmus der Tänzer bewegen. Ich vergesse alles um mich herum, sehe nur sie, fühle sie. Kann es so etwas geben? Ist das die unbekannte Hälfte in mir? Ist mein Vater eines dieser Katchina-Wesen? Tränen laufen über meine glühenden Wangen. Wer bin ich? Gehöre ich wirklich hierher? Bin ich halb unerwünscht?

Für einen Augenblick denke ich, alles wäre leichter, wenn Mama mir nie erzählt hätte, wer mein Vater ist. Wütend auf ihn zu sein, war weniger verwirrend als das, was sich jetzt vor meinen Augen und in mir selbst abspielt.

Dann ist schlagartig alles vorbei. Das Stampfen der Füße hört abrupt auf, das Klingeln der Schellen verebbt. Ein Raunen geht durch die Zuschauermenge, Stimmen werden laut. Einer nach dem anderen verlassen die Tänzer in einer geordneten Reihe den Platz. Frauen mit Körben voller Obst und Gemüse eilen geschäftig hin und her. Die Dorfbewohner schnattern aufgeregt durcheinander und ich höre sie lachen.

Ich mache einen tiefen Atemzug.

Als ich mich umdrehe, steht Clara vor mir. An der Hand führt sie einen der Tänzer, ein buntes Wesen mit starrem Holzgesicht. Ein Hopi-Geist. Das ist dein Vater, schießt es mir durch den Kopf. Groß und kräftig, wie ich ihn mir vorgestellt habe.

Da hebt er die Hände, um die Maske abzunehmen. Darunter erscheinen zwei freundliche dunkle Augen, ein rundes, schweißnasses Gesicht mit kurzen Haaren. Als der Indianer einen Schritt auf mich zumacht, klingeln die Schellen an seinen Füßen. Ohne Maske wirkt er viel kleiner und überhaupt nicht wie ein Geist.

»Du bist also Julia?«, fragt er.

»Ja«, sage ich.

Er lächelt. »Ich bin Pete, dein Vater. Ich freue mich, dass du gekommen bist.«

Kein Händeschütteln, auch keine Umarmung, nur ein Blick voller geduldiger Wärme.

»Na kommt«, sagt er, »gehen wir in mein Haus. Ihr seid sicher durstig.«

Im Haus meines Vaters ist es dunkel und kühl und die Räume sind einfach eingerichtet. Wir bekommen kalten Tee, und er zeigt uns, was er macht. Mein Vater ist ein Künstler. Er schnitzt Katchina-Figuren.

Er geht und zieht sich um. In Jeans und T-Shirt sieht er fast schwächling aus. Meine Vorstellungen verflüchtigen sich: der große Indianer, die Federn in seinem langen Haar, das Pferd. Was bleibt, ist ein stiller Mann mit freundlichen dunklen Augen.



Reden fällt ihm schwer, aber er bemüht sich. Ich erfahre, dass Clara meine Cousine ist. Ich sehe, wie mein Vater meine Mutter in die Arme nimmt. Sie weint, aber ich weiß, dass sie nicht traurig ist, sondern glücklich.

Mein Vater bewirtet uns mit Piki, hauchdünnem Fladenbrot aus blauem Maismehl. Er führt uns durch sein Dorf und wir lernen ein paar seiner Verwandten kennen.

Als es Abend wird, strahlt der Himmel in roten, gelben und violetten Farben. Keine einzige Wolke ist zu sehen. Ich bin enttäuscht, denn mein Vater, der Katchina-Tänzer, hat den Regen nicht herbeizanzeln können.

Am nächsten Morgen werde ich von einem sanften Geräusch geweckt, das durch das offene Fenster dringt. Tropfen fallen auf den felsigen Boden vor dem Haus. Es ist schwerer, gleichmäßiger Regen. Ich stehe auf und gehe zum Fenster, weil ich fröhliches Geschrei höre. Draußen füllen sich Mulden und Rinnen in den Gassen mit Wasser. Kinder tummeln sich in den Pfützen, quietschen vor Vergnügen. Der Himmel ist grau, die Häuser braun vor Nässe – aber die T-Shirts und kurzen Hosen der Kinder leuchten in allen Farben und auch ihr Lachen ist so bunt wie ein Regenbogen.

Schnell schlüpfte ich in meine Sachen und laufe barfuß nach draußen. Clara kommt durch die Gasse vor dem Haus gerannt, schnappt mich an der Hand und zieht mich mit. Sie grinst wie ein kleiner Kobold, meine neue Cousine. Wir schlittern über den glitschigen, warmen Boden und bespritzen uns mit braunem Regenwasser. Die Kinder freuen sich über den Regen, der ihren Mais und die Melonen wachsen lassen wird. Und ich freue mich mit ihnen.

Ich bin Julia, ich bin ein ganzer Mensch und ich bin willkommen. Mein Vater ist ein Hopi, ein Katchina-Tänzer. Er hat den Regen gerufen.



Vertimų projektas „TAVO ŽVILGSNIS 2017“

1. Švietimo įstaigos pavadinimas	
2. Moksleivio (-ės) vardas, pavardė (spausdintinėmis raidėmis)	
3. Mokytojo (darbo vadovo) vardas, pavardė	
4. Verčiamo teksto pavadinimas (lietuvių kalba)	
5. Užsienio kalba, iš kurios verčiama	
6. Tai Jūsų pirmoji ar antroji užsienio kalba?	
7. Moksleivio klasė/kursas	
8. Moksleivio amžius	
9. Užsienio kalbos mokymosi metai	